

PETER BALSIGER

DER LETZTE
CHINDIT

DER GEHEIME OPIUMKRIEG
DER CIA IM GOLDENEN DREIECK

ROMAN



münsterverlag

Peter Balsiger

Der letzte Chindit

Der geheime Opiumkrieg der CIA im
goldenen Dreieck

Roman

 münster**verlag**

Inhaltsverzeichnis

[Impressum](#)

[Prolog](#)

[Teil I](#)

[Kapitel 1](#)

[Kapitel 2](#)

[Kapitel 3](#)

[Kapitel 4](#)

[Kapitel 5](#)

[Kapitel 6](#)

[Kapitel 7](#)

[Kapitel 8](#)

[Kapitel 9](#)

[Kapitel 10](#)

[Kapitel 11](#)

[Kapitel 12](#)

[Kapitel 13](#)

[Kapitel 14](#)

[Kapitel 15](#)

[Kapitel 16](#)

[Teil II: Claire](#)

[Kapitel 1](#)
[Kapitel 2](#)
[Kapitel 3](#)
[Kapitel 4](#)
[Kapitel 5](#)
[Kapitel 6](#)
[Kapitel 7](#)
[Kapitel 8](#)
[Kapitel 9](#)
[Kapitel 10](#)

[Teil III: Der Chindit](#)

[Kapitel 1](#)
[Kapitel 2](#)
[Kapitel 3](#)
[Kapitel 4](#)
[Kapitel 5](#)
[Kapitel 6](#)
[Kapitel 7](#)
[Kapitel 8](#)
[Kapitel 9](#)
[Kapitel 10](#)

[Kapitel 11](#)

[Kapitel 12](#)

[Kapitel 13](#)

[Kapitel 14](#)

[Kapitel 15](#)

[Kapitel 16](#)

[Kapitel 17](#)

[Kapitel 18](#)

[Kapitel 19](#)

[Nachwort](#)

[Über den Autor](#)

[Über das Buch](#)

Impressum

1. Auflage Februar 2022

© Münster Verlag, Zürich und Peter Balsiger

Verlag: Münster Verlag, Zürich und D-Singen

Lektorat: Renate Haen

Coverdesign und Satz: Cedric Gruber

unter Verwendung von Bildern: © unsplash.com Sven Scheuermeier

Klappentext: Peter Balsiger

Druck und Einband: CPI Buch bücher.de GmbH, Printed in Germany

ISBN: 978-3-907301-34-0

eISBN: 978-3-907301-35-7

Audio ISBN: 978-3-907301-36-4

Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil dieses Buchs darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert werden.

Verlagsanschrift:

Münster Verlag Deutschland

Werner-von-Siemens-Straße 22, D-78224 Singen

Tel: +49 7731-8380, muenster@unterwegs.de

www.muensterverlag.ch, www.rosenegg.de

Chindit, eigentlich *Chinté*, ist die Bezeichnung für eine mächtige Löwenfigur in der burmesischen Mythologie. In der Geschichte des burmesischen Shan-Stammes trug der oberste Krieger stets die Bezeichnung „Chindit“. Im Zweiten Weltkrieg nannte sich eine Spezialeinheit der britischen und indischen Armee, die in Burma operierte, Chindits.

Prolog

April 2019

Es gibt Momente im Leben, da man wieder mit Erinnerungen konfrontiert wird, von denen man geglaubt hatte, sie wären längst vom Grau des Vergessens zugedeckt worden. Umso schmerzhafter sind diese Erinnerungen, wenn sie mit einem Gefühl der Schuld verbunden sind. Und mit der Ahnung, dass man irgendwann einen Preis dafür würde bezahlen müssen.

Dreissig Jahre lang hatte ich den Moment hinausgezögert, diese Orte wieder zu besuchen, die mein Leben und das Leben anderer Menschen verändert hatten. Wie ein Pilger, der Abbitte leisten will. Und hier in Chiang Rai, in dieser lauten Provinzstadt im Norden Thailands, ahnte ich, dass jetzt der Moment gekommen war, diesen Preis zu bezahlen.

Denn hier in Chiang Rai hatte damals alles begonnen.

Ich war mit der Air France von Paris nach Bangkok geflogen und zwei Tage in der Stadt geblieben. Ich hatte wie damals im Hotel „Mandarin Oriental“ eingekcheckt, jener prächtigen Oase am Fluss Chao Phraya, die ihren kolonialen Charme längst verloren hatte und dank chinesischer und japanischer Investoren zu einem prunkvollen, aber seelenlosen Refugium für reiche Touristen geworden war.

Das „Oriental“: eine Lobby aus Marmor, ein halbes Dutzend lächelnde, weiß gekleidete Angestellte, die mich begrüßt, mir die Taschen abgenommen, einen Drink gereicht, die Check-in-Formalitäten erledigt, nach Sonderwünschen gefragt, mich zum Lift begleitet und mir am Eingang meines Zimmers einen ebenfalls weiss gekleideten Butler vorgestellt hatten, der sich persönlich um mein Wohl kümmern würde.

Ich blieb die ganze Zeit im Hotel. Schaute vom Balkon meines Zimmers im vierzehnten Stock hinab auf die Lastkähne und Vergnügungsboote auf dem Fluss und widerstand der Versuchung, die „Bamboo Bar“ zu besuchen oder gar einen Abstecher ins Amüsierviertel zu machen. Ob Patrick wohl noch lebte, der Besitzer der „Hangover Bar“ in Patpong, der mir damals die junge Thai-Frau Mai vorgestellt hatte, der ich zum Verhängnis hatte werden sollen?

Am nächsten Morgen flog ich nach Chiang Rai. Am Flughafen erwartete mich eine klimatisierte Limousine, die ich vom „Oriental“ aus für mich hatte buchen lassen. Wir fuhren auf breiten Strassen an modernen Glaspalästen vorbei. Aus der verschlafenen Provinzstadt von damals, auf deren von Schlaglöchern durchsetzten Strassen noch Ochsenkarren verkehrt hatten, war eine moderne Metropole geworden.

Ich drückte dem Fahrer einen Zettel mit der Adresse von Xus Villa in die Hand. Xu, der chinesische Warlord und Opiumhändler, den sie den „Schlächter“ genannt hatten, schmorte, wie ich hoffte, schon lange in der Hölle. Der Fahrer hielt an und wies auf ein Geschäftsviertel. Ich erkannte die Gegend nicht wieder. Die Villa hatte offensichtlich einem Bürogebäude mit einer Burger-King-Filiale im Erdgeschoss weichen müssen.

Ich hatte noch eine zweite Adresse notiert. Jene des Wahrsagers, dessen Prophezeiungen sich auf so wundersame Weise erfüllt hatten. Aber letztlich gab ich auf. Das Haus hatte damals gleich hinter dem Markt gestanden, der inzwischen von einer grossen Shopping Mall verdrängt worden war.

In Mae Sai überquerten wir die Grenze zu Burma. Kaum Formalitäten. Der Wagen bahnte sich hupend einen Weg durch Hunderte von Touristen, die sich durch das grosse, goldfarbene Grenztor drängten, um im nahen Tachilek billige Souvenirs oder elektronische Artikel aus China einzukaufen.

Hinter Tachilek bogen wir zum Kloster ab. Ich erkannte es gleich wieder, sah die langen Steintreppen, die von in Sandstein gehauenen Nagas – halb Mensch, halb Kobras – gesäumt waren. Nichts hatte sich hier verändert. Friedliche Stille lag über allem. So wohltuend nach der Hektik von Chiang Rai und Tachilek.

Ein Mönch in der traditionellen roten Robe erwartete mich am Fuss der Treppe.

„Sie sind Mr. Steiner, nicht wahr?“, sagte er. „Der ehrwürdige Abt wird Sie gleich empfangen.“

Auf diesen Moment hatte ich lange hingearbeitet und dafür mein ganzes Netzwerk mobilisiert. Ich hatte Jahre gebraucht, um zu erfahren, was aus Somchai geworden war. Jahre, um eine Besuchsbewilligung der Behörden Myanmars, wie Burma nun hiess, und der buddhistischen Geistlichkeit zu erhalten.

Somchai wartete im Gästeraum des Klosters.

Er war dünn, fast gebrechlich geworden. Seine dunkelrote Robe hing schlaff an seinem Körper herunter. Aber seine Augen leuchteten auf, als er mich sah.

Ich faltete meine Hände zum traditionellen Wai-Gruss vor der Brust und verneigte mich. Aber Somchai nahm mich einfach in seine Arme, hielt mich lange fest.

„Antoine, mein Freund. Es ist so lange her. So lange. Aber du bist zurückgekommen. Endlich.“

Ein Mönch servierte Jasmintee. Somchai hielt meine Hand. Wir redeten nicht viel. Es gab auch nichts zu bereden. Er wusste, warum ich hier war.

„Wir fahren gleich mit einem Jeep nach Baan Saw hinauf. Es gibt jetzt eine Strasse, die zum Teil schon asphaltiert ist. In etwa zwei Stunden sind wir dort.“

Der weisse Toyota wartete vor dem Kloster. Ein Mönch setzte sich ans Steuer, Somchai und ich sassen im Fond des geräumigen Fahrzeugs, das sich jetzt in endlos scheinenden

Kurven durch die dichte Dschungellandschaft über die Hügel kämpfte.

Vor dreissig Jahren hatten wir für diese Strecke drei Tage gebraucht. Zu Fuss über einen schmalen Dschungelpfad, der gerade breit genug war für unsere Maultierkolonne.

Dann sah ich das Dorf. Wir hielten am Eingang an, parkten den Jeep und gingen in Richtung Zentrum. Vorbei an kleinen Läden, die Lebensmittel und Souvenirs anboten. Ich glaubte einige der alten Häuser wiederzuerkennen. Aber vielleicht war es auch nur sentimentales Wunschdenken. Im Zentrum, oben auf dem Hügel, wo früher das Camp gestanden hatte, befand sich jetzt eine Schule. Die drei Wachtürme waren längst abmontiert, die Bunker eingeebnet.

Ein teilweise vom Dschungel überwuchertes Pfad führte rund hundert Meter hoch auf einen winzigen Platz, der sorgfältig von allem Unkraut gesäubert schien.

Irgendjemand kümmerte sich offenbar um das Grab.

„Hier muss es sein“, sagte Somchai, der etwas ausser Atem war.

Der grobe graue Stein war verwittert, die Inschrift stellenweise nicht mehr lesbar. Somchai beugte sich vor, setzte umständlich eine Brille auf und las langsam die Inschrift vor.

„Joachim“ stand in grossen Lettern auf dem Stein. Darunter in das Grau gemeisselt eine Inschrift in der Sprache der Shan: „Zwischen Gedanke und Tat fällt der Schatten“. Zeilen aus einem Gedicht des englischen Dichters T.S. Eliot. Es war Joachims Lieblingsgedicht, und die paar Zeilen, die er oft zitiert hatte, waren auch irgendwie zum Motto seines Lebens geworden.

Wir blieben noch lange vor dem Stein stehen. Somchai sprach leise vor sich hin. Eine buddhistische Sutra offensichtlich. Ich würde ihn nachher fragen, was er gesagt hatte.

Und ich? Was sollte ich sagen? Dass es mir leidtat? Dass ich mich immer noch schuldig fühlte an seinem Tod? Und am Tod anderer Menschen? Ich hatte mit dieser Schuld schon so lange gelebt. Und jetzt fand ich keine Worte mehr dafür.

Wir gingen zum Parkplatz zurück. Eine alte Frau stand dort. So, als ob sie auf uns wartete. Die eine Hälfte ihres zerfurchten Gesichts war tätowiert. Sie starrte mich lange ungläubig an, ging dann auf mich zu, berührte mit einer Hand behutsam die tiefe Narbe auf meinem Gesicht.

„Ba?“, sagte ich fragend. „Ba?“

Sie nickte, lächelte.

Es war Ba, die Frau, die mich damals gesund gepflegt hatte, als ich mit Malaria darnieder gelegen hatte und dem Tod nahe gewesen war.

Und jetzt erkannte auch Somchai sie wieder. Nahm sie ebenfalls in die Arme.

Inzwischen waren ein paar Dorfbewohner zum Parkplatz gekommen und verfolgten neugierig das Schauspiel.

Dann nahm Ba meinen Arm, hob ihn in die Höhe und rief laut und immer lauter etwas in der Sprache der Shan. Tanzte dazu, während Tränen über ihre Wangen liefen.

„Was sagt sie?“, fragte ich den Mönch, der den Dialekt verstand.

„Sie sagt: ‚Der Chindit ist zurück, der Chindit ist zurück.‘“

Und nun drängten sich auch ein paar Alte vor. Menschen, die mich offensichtlich wiedererkannten. Sie stimmten in die Rufe ein, bis sie schliesslich zu einem Chor anschwollen:

„Der Chindit ist zurück!“

Teil I

Kapitel 1

Goa (Indien), März 1990

Der Brief, der sein Leben verändern sollte, lag inmitten von Prospekten in dem mit einer Buddhafigur verzierten Holzbriefkasten am Eingang der alten Kolonialvilla.

Ein Brief aus München. Von Beatrix, der Tochter Joachims, seines besten Freundes.

Antoine steckte den Brief in seine Tasche und ging durch das schmiedeeiserne Tor durch den Palmengarten auf die schattige Terrasse. Die Villa lag am Rand eines grossen Reisfelds, ein paar Kilometer von den exotischen Stränden des Hippie- und Aussteigerparadieses am Indischen Ozean entfernt.

Antoine blickte hinaus auf die abendliche Szenerie. Fischreihler schwebten majestätisch ein, stapften durch das knöcheltiefe Wasser. Die Reisbauern pflügten wie vor tausend Jahren: Wasserbüffel zogen träge einen hölzernen Pflug durch die von Deichen gesäumten Felder.

Die Deiche waren wie Verkehrswege. Hier spielte sich das Leben ab. Frauen mit Einkaufstaschen, Ochsen und streunende Hunde benutzten sie, hier schwatzte und flirtete man. So hatte es schon vor hundert Jahren da gelegen, das Reisfeld. Und nichts hatte sich seither verändert. Hier war alles eingebettet in den ewigen Kreislauf der Natur.

Dann las er den Brief.

Joachim sei seit Monaten im Norden Thailands oder in Burma verschollen, schrieb Beatrix. Er habe dort für die amerikanische Hilfsorganisation Global Help gearbeitet, die von der thailändischen Grenzstadt Chiang Rai aus operiere und die Shan-Bergstämme im nahen Burma mit Hilfslieferungen versorge. Angeblich sei Joachim entführt worden. Aber es gab keine Lösegeldforderung. Die Polizei

habe die Ermittlungen eingestellt. Sie könne jedoch nicht an den Tod ihres Vaters glauben und bitte Antoine um Hilfe.

Beatrix hatte eine Kopie von Joachims letztem Brief beigelegt. Er war bereits vier Monate alt. Ihr Vater schrieb, dass er nicht mehr an seine humanitäre Mission glaube. Die Shan brauchten keine Konserven, sondern Gewehre und Patronen. Denn die burmesische Zentralregierung, Drogenbarone und chinesische Warlords unterdrückten die Bergstämme brutal. Er sei Zeuge von Massakern geworden. Er habe tote Kinder und vergewaltigte Frauen gesehen. Und nun könne er einfach nicht mehr zuschauen. Er sei selbst zum Täter geworden. „Ich habe mit meiner Vergangenheit gebrochen. Ich habe jetzt Blut an meinen Händen. Suche mich nicht.“ Und er hatte hinzugefügt: „Frag Antoine, er wird mich verstehen.“

Beatrix hatte ein Polaroidfoto beigelegt. Aufgenommen vor einem buddhistischen Tempel. Es zeigte einen lachenden Joachim, der den Arm um eine hübsche Asiatin gelegt hatte. Neben ihm ein junger Mann in der roten Robe eines buddhistischen Mönchs. „Nisha und Somchai – meine Freunde“ stand hingekritzelt unten auf dem breiten weissen Rand des Fotos.

Antoine goss sich einen Feni ein, einen einheimischen Schnaps aus Kokosmilch, und zündete ein Räucherstäbchen an.

Er schaute lange hinaus auf das Reisfeld, über dem es allmählich dunkel wurde. Es war nicht der spektakuläre Sonnenuntergang der Strände von Goa, mit seinem reichen Farbenspiel und der atemberaubenden Kulisse. Aber für Antoine hatte er seinen ganz eigenen Charme. Das Licht wurde allmählich weich, milderte die Konturen, die ersten Feuer flackerten auf. Und dann, als die Dämmerung einsetzte, hob im Reisfeld, als ob ein unsichtbarer Dirigent den Taktstock gehoben hätte, ein tausendstimmiges Konzert von Fröschen und Zikaden an. Und durch das Dunkel drang,

wie eine Lightshow, der pulsierende Lichtschein von Hunderten von Glühwürmchen.

Er las den Brief noch einmal durch. Dann bestieg er sein Motorrad, eine rote Enfield, und fuhr in den nahen Küstenort Baga. Er hielt an einer der windschiefen Bretterbuden am Strassenrand, die internationale Telefon- und Faxverbindungen anboten, und rief Beatrix an. Es war kurz vor Mitternacht in München. Aber Beatrix nahm sofort ab.

Seit ihrem Brief, der eine Woche unterwegs gewesen war, hatte sich nichts Neues ergeben. Global Help schloss, wie Beatrix berichtete, nicht aus, dass Joachim, der grosse Sympathien für die Shan-Guerillas gezeigt habe, irgendwie in deren Kämpfe mit den Regierungstruppen verwickelt worden sei. Und nein, sie habe keine Ahnung, wer Nisha oder Somchai seien.

Am nächsten Morgen joggte Antoine noch vor Sonnenaufgang den um diese Zeit noch menschenleeren Strand entlang bis zum Hotel „Fort Aguada“ und zurück-seine Morgenroutine. Die Luft war angenehm kühl. Die Strandbars waren noch geschlossen, ein paar Touristen schliefen unter den Palmen ihren Rausch aus, die Fischer machten ihre Holzboote zum Auslaufen bereit.

Zurück in seinem Haus nahm er eine Dusche, zog sich um und trank einen Espresso. Dann fuhr er mit seinem Motorrad nach Anjuna, einer rund zehn Kilometer entfernten Künstlerkolonie. Er nahm den Weg durch das fast menschenleere indische Hinterland, fuhr an den alten Bewässerungskanälen entlang, über uralte Brücken, durch Reisfelder, in denen sich die Sonne spiegelte, über die versandeten und schwer befahrbaren Wege durch die Bauerndörfer. Er wich Schweinen, spielenden Kindern und Bauern aus, die mit ihren von Wasserbüffeln gezogenen Karren von den Feldern kamen.

In Anjuna parkte er sein Motorrad am Rande des Flohmarkts, der jeden Mittwoch stattfand und scharenweise

Touristen anzog, drückte dem Wächter ein paar Rupien in die Hand und bahnte sich einen Weg durch die Besuchermassen. Der Flohmarkt war eine bizarre Mischung aus indischem Markt und Karneval, Folkloreshow und Esoterik-Happening. Hunderte von Händlern hatten ihre Waren auf Tüchern auf dem Sandboden unter den Palmen ausgelegt. Dunkelhäutige, tätowierte Frauen aus Rajasthan in ihren roten Saris verkauften Decken, Kissen, Halsketten und mit Glasperlen bestickte Taschen. Dazwischen Flüchtlingsfamilien aus Tibet, die Silberschmuck und Buddhastatuen anboten, Händler aus Kaschmir mit ihrem billigen Tand, Kartenleser, Astrologen, Bettler, Wahrsager, Ayurveda-Heiler, Masseur und Feuerschlucker.

Überall wurde gehandelt, gefeilscht, geschrien, verwünscht, gedrängelt. Touristen aus den Luxushotels mischten sich mit glatzköpfigen Freaks im Guru-Look und struppigen Trampeln. Es roch nach Safran und Räucherstäbchen, nach frittierten Bananen, Marihuana und Schweiss. Aus grossen Lautsprecherboxen vor dem Restaurant „Sea Breeze“ dröhnte Techno-Sound, der die Flötenmelodien der Schlangenbeschwörer wegfegte.

Antoine drängte sich zu dem kleinen vietnamesischen Imbissstand am Rande des Flohmarkts durch, der Pho-Suppen und echten italienischen Espresso anbot. Er war eingeklemmt zwischen den Ständen einer jungen Deutschen mit Dreadlocks, die Tarotlesungen und Rebalancing-Massagen offerierte, und einem Inder, der „magische Teemischungen“ verkaufte.

Ky, der Besitzer, sass entspannt an dem klapprigen Tisch und trank einen Espresso. „Antoine, mein Freund, *ban có khe không* – wie geht es dir?“

Ky war Vietnameser, ehemaliger Offizier der vietnamesischen Armee. Um die fünfzig. Weisses T-Shirt. Grüne Uniformhose. Militärisch kurz geschnittenes Haar. Der Imbissstand und eine Bäckerei in Anjuna wurden von seiner

Familie betrieben, die 1975 im Chaos des untergehenden Regimes aus Vietnam geflohen war.

„Ky, ich brauche deinen Rat“, sagte Antoine nach dem üblichen Small Talk und Austausch von Höflichkeiten.

Er nahm vorsichtig auf dem zweiten wackligen Stühlchen am Tisch Platz, liess sich von Ky einen Espresso zubereiten und schilderte ihm die Fakten. Sein Freund Joachim war offensichtlich in Burma verschwunden, hatte seinen Job als Koordinator der amerikanischen Hilfslieferungen für die Shan-Bergstämme geschmissen und kämpfte nun möglicherweise an der Seite der Guerillas. Schliesslich hatte er geschrieben, dass er jetzt Blut an den Händen habe. „Ausgerechnet Joachim, der Buddhist geworden und immer gegen den Krieg gewesen ist. Vermutlich ist er tot. Ermordet oder bei den Kämpfen gefallen. Seine Tochter will das aber nicht glauben und hat mich gebeten, Joachim zu suchen.“

„Warst du schon mal in Burma?“, fragte Ky.

Antoine schüttelte den Kopf.

„Du weisst ja, dass ich nach dem Kriegsende dort war. Meine Geschichten kennst du. Drogenschmuggel zur Finanzierung der Fluchtrouten für untergetauchte vietnamesische Soldaten und Zivilisten. Alte Geschichten.“

„Alte Geschichten?“, fragte Antoine lächelnd. „Ich weiss doch, dass du immer noch Kontakte nach Saigon hast und dort Menschen hilfst, ins Ausland zu flüchten. Nach Laos oder Thailand. Oder auch nach Burma.“

Ky zuckte nur die Achseln.

„Burma versinkt im Chaos, jeder kämpft dort gegen jeden“, sagte er schliesslich. „Die Kämpfe sind grausam. Massaker sind an der Tagesordnung. Alles dreht sich um Opium. Vergiss nicht, Burma ist der grösste Opiumproduzent der Welt. Und jeder will davon profitieren. Ich war mehrmals im Shan-Gebiet. In einem Umkreis von hundert Kilometern hast du burmesische Polizei, die Thailändische Befreiungsarmee, Shan-Guerillas, kommunistische Pathet

Lao, reguläre nordvietnamesische Einheiten, Banditen und chinesische Warlords, sogar noch Reste der Kuomintang-Armee, die Tschiang Kai-Shek nach der Flucht nach Formosa dort zurückgelassen hat. Und nicht zuletzt mischt auch die CIA mit. Wie gesagt: Jeder kämpft dort gegen jeden.“

Antoine schwieg eine Weile.

„Du hast kaum Chancen, da lebend herauszukommen. Vergiss es“, sagte Ky. „Ausserdem beginnt bald der Monsun. Da ist fast kein Durchkommen mehr im Dschungel.“

Ky erzählte weitere Einzelheiten über Burma. Über das Goldene Dreieck im Grenzgebiet von Laos, Thailand und Burma. Dort, wo in schwer zugänglichen Berggegenden der Schlafmohn angebaut und dann mit Maultieren meist nach Thailand transportiert wird. Über die vielen Bergstämme im Gebiet der Shan, die mit dem Opiumhandel den Kampf gegen die Zentralregierung finanzieren. Über die Geheimdienste, die chinesischen Händler und die Mafia, die mitmischen. Und die korrupten thailändischen, laotischen und burmesischen Generäle, die von dem Geschäft profitieren. „Ich glaube nicht, dass dein Freund noch lebt“, schloss er. „Ein Menschenleben gilt dort nichts. Dieses Land ist schlimmer als die Hölle.“

Antoine versank ins Grübeln. Wollte er wirklich sein entspanntes Leben als vermögender Privatier in Goa aufgeben? Wofür? Für eine gefährliche Reise in ein gesetzloses und barbarisches Land, in dem nur das Recht des Stärkeren galt? Im Dschungel und in den Reisfeldern Vietnams hatte er den Krieg – und den Tod – aus nächster Nähe erlebt. Eine Erfahrung, die ihn geprägt und verändert hatte. Aber das lag fast zwanzig Jahre zurück. Und der Krieg, der damals eine gefährliche Faszination auf ihn ausgeübt hatte, der Exotik und Abenteuer versprach, war für ihn längst ein abgeschlossenes Kapitel. Ihm war klar, dass seine Chancen, Joachim zu finden, nicht gross waren und dass er in Burma Gefahr lief, von einem dieser Warlords umgebracht zu werden.

Andererseits ... Joachim war sein bester und ältester Freund. Und höchstwahrscheinlich in grosser Gefahr. Nachforschungen konnte er doch wenigstens anstellen. Sich an Global Help wenden, deren Niederlassung sich ja im sicheren Thailand befand. Im persönlichen Gespräch mit deren Leiter würde er bestimmt mehr erfahren als Beatrix telefonisch von München aus. Und vielleicht konnte er auch in einer anderen Sache mehr in Erfahrung bringen ...

„Sag mal, Ky, du hast mir doch neulich erzählt, dass sie dieses Umerziehungslager jetzt endlich aufgelöst haben – hast du irgendwas rauskriegen können“?

„Über Thuy? Tut mir leid, mein Freund. Ich weiss immer noch nicht mehr, als dass sie, wie so viele Studenten nach dem Fall von Saigon, in dieses Umerziehungslager gesteckt wurde – irgend so ein Malariadreckloch im Mekongdelta. Die Gefangenen mussten auf den Reisfeldern arbeiten. Und als das Lager kürzlich aufgelöst wurde, war Thuy nicht unter den Überlebenden. Das weiss ich mit Sicherheit.“

Antoine nickte. Er hatte eigentlich nichts anderes erwartet, sonst hätte Ky ihn schon längst informiert. Er gab sich einen Ruck.

„Ich werde trotzdem nach Joachim forschen. Kannst du dich in den nächsten Wochen um mein Haus kümmern? Die Miete ist bis Ende des Jahres bezahlt.“

Er verabschiedete sich von seinem Freund, der ihm besorgt „Viel Glück!“ wünschte, und fuhr hinunter zum Strand. Zur wöchentlichen Pokerrunde im „21 Coconuts“, einer Strandbar mit dem angeblich besten Essen in Goa. Geführt von Sonja und Thomas, einem Schweizer Ehepaar.

Thomas war ein ehemaliger Pokerprofi, und so traf sich in seinem Lokal jeden Mittwoch ein harter Kern von Playern. Alle waren gut betucht, sogar ein indischer Milliardär war darunter, ein Bierbaron.

Wie immer spielten sie um hohe Summen, und wie fast immer hatte der Milliardär das Nachsehen. Wütend warf er die Karten auf den Tisch. „Verdammt, Antoine, warum

verliere ich eigentlich ständig? In meinem Business habe ich Millionen gemacht. Und hier bin ich andauernd der Loser... “

„Ganz einfach, Vijay“, antwortete Antoine, der sich ein Lachen nicht verkneifen konnte, „es ist dein Ego. Du gibst deine Gewinne leichtfertig her, weil du uns etwas beweisen und uns beeindrucken willst. Und du erhöhst dann den Einsatz, weil du glaubst, dass sich das Blatt noch wendet. Aber du hast nicht die Disziplin, rechtzeitig aufzugeben.“

Normalerweise gab der Verlierer ein paar Flaschen indischen Champagner der Marke Marquise de Pompadour aus, den sich Antoine sonst nur ungern hätte entgehen lassen. Heute jedoch hatte er Wichtigeres zu tun. Er stand auf.

„Ich habe noch einen Termin“, erklärte er. „Und übrigens werde ich ab jetzt ein paar Wochen fehlen. Eine Auslandsreise. Geschäftlich. Aber keine Angst, ich komme zurück.“

Er verabschiedete sich ohne grosses Tamtam und fuhr mit seiner Enfield davon.

Ihm war klar, dass er seinen Mitspielern ein Rätsel war. Sie wussten kaum etwas über ihn, da er keine Lust hatte, vor diesen Menschen, mit denen ihn abgesehen vom Pokerspiel nichts verband, über sich zu reden. Für sie war er im Vorjahr am Ende des Monsuns plötzlich aufgetaucht und hatte die Villa gemietet. Ein Aussenseiter. Alleinstehend. Keine Freunde, keine Frauengeschichten. Bestimmt fragten sie sich, wovon er lebte. Aber es ging seine Pokerkumpel nichts an, dass er an der Börse hübsche Gewinne gemacht hatte, die ihm dieses angenehme, sorglose Leben unter der Sonne Goas ermöglichten.

Und jetzt wollte er also wieder in den Krieg ziehen? Sich hineinbegeben ins mörderische Goldene Dreieck? Warum? Wegen Joachim! Er war es seinem Freund schuldig, ihn nicht im Dschungel Burmas verrecken zu lassen. Oder war es doch wieder die Abenteuerlust? Wie damals, als er nach Vietnam gegangen war, weil er den Krieg hatte erleben

wollen? Weil der Vietnamkrieg für seine Generation das war, was für Hemingway der Spanische Bürgerkrieg gewesen war? Weil er das Alltägliche im Grunde als fad und sinnlos empfand? Er wusste es nicht. Aber irgendetwas trieb ihn an.

Kapitel 2

Bangkok (Thailand), April 1990

Antoine war mit dem Jumbo der Air India von Bombay nach Bangkok geflogen und hatte im Hotel „Oriental“ eingeecheckt. Er kannte das legendäre Hotel am Ufer des Chao-Phraya-Flusses, in dem so berühmte Schriftsteller wie Joseph Conrad, Graham Greene und Somerset Maugham abgestiegen waren, aus seiner Zeit in Vietnam.

Es war noch früh am Morgen, er setzte sich in das Café unten am Fluss. Die Hitze drückte bereits, aber vom Chao Phraya her wehte eine kühle Brise. *Nach Bangkok zurückzukehren, das ist, wie wenn man seine erste Liebe wiedertrifft*, dachte Antoine. Hier hatte er zum ersten Mal den Geruch der Tropen eingeatmet, jene schwüle und süßliche Luft, die nach Verwesung riecht, aber auch nach exotischen Blumen und frischen Früchten. Die Stadt mochte schmutzig und chaotisch, vulgär und laut sein. Aber sie hatte einen fiebrigen Rhythmus, sie stand nie still, sie lebte, als gäbe es kein Morgen.

Bangkok heisst „Stadt der Engel“. *Mag sein, dass sie das früher mal war*, dachte Antoine. *Damals waren die Häuser auf Pfählen gebaut, statt Strassen gab es Kanäle, und die Menschen waren mit Booten unterwegs. Die wenigen festen Strassen waren von hohen Bäumen gesäumt, deren Äste Schutz boten vor der Hitze. Die vergoldeten Türme der Pagoden überragten die Häuser und Paläste, selbst den Palast des Königs.*

Er riss sich von seinen Betrachtungen los, um George Larson anzurufen, der in der amerikanischen Botschaft stationiert war, offiziell als Landwirtschaftsexperte. Aber eigentlich arbeitete er für die CIA. Antoine kannte ihn noch aus Vietnam. George war damals Leutnant bei den Marines gewesen. Später studierte er internationale Beziehungen an der amerikanischen Eliteuniversität Harvard und wurde

schon während des Studiums von der CIA rekrutiert und nach Südostasien zurückgeschickt.

Sie trafen sich gegen Mittag in der „Bamboo Bar“ des „Oriental“, der ältesten Bar Asiens. Kolonialer Charme. Ein Jazzorchester spielte melancholischen Blues.

George war etwas fülliger geworden. Er trug jetzt Anzug und Krawatte. Für Antoine ein höchst ungewohnter Anblick bei ihrem letzten Zusammentreffen vor über zwanzig Jahren, in den Schützengräben von Khe Sanh, trug George noch eine dreckverschmierte Uniform und hatte einen blutigen Verband am rechten Oberarm.

„Du siehst fit aus“, sagte George mit einem leicht spöttischen Grinsen. „Das Leben meint es offenbar gut mit dir. Erst machst du Kasse an der Börse, dann genießt du an den Stränden Goas das Dolce Vita. Du bist und bleibst einfach ein Liebling der Götter. Während hart arbeitende Menschen wie ich versuchen, Südostasien vor dem Kommunismus zu retten.“

Antoine und George waren nach ihrer Rückkehr aus Vietnam in Kontakt geblieben, hatten gelegentlich miteinander telefoniert. Auch die Frage, ob George seine akademische Karriere für einen CIA-Job in Bangkok aufgeben sollte, hatten sie ausführlich erörtert. Am Ende hatte sich George gegen Harvard, gegen seine damalige Ehefrau, gegen Eigenheim und Mitgliedschaft im exklusiven Country Club entschieden. Er war, nach seinen Worten, „aus dem Land der Toten geflohen“, um den vorgezeichneten Lebensweg gegen Nervenkitzel, Adrenalin, Abenteuer und nicht zuletzt die verlockende Exotik des Orients einzutauschen.

„Was führt dich denn nun eigentlich hierher? Zu viele Touristen in Goa? Oder vermisst du das verführerische Lächeln der mandeläugigen Schönen?“, fragte George nach dem einleitenden Small Talk.

Antoine erzählte ihm Joachims Geschichte.

„Ich kenne natürlich die Gerüchte, dass Westler sich den Guerillas in Burma angeschlossen hätten. Hauptsächlich Exmilitärs, ehemalige Angehörige der US Special Forces oder der Fremdenlegion, die jetzt die Opiumtransporte beschützen oder die Guerillas ausbilden. Söldner halt, die sehr gut bezahlt werden. Allerdings bei geringen Überlebenschancen.“

„Auch im Gebiet der Shan?“, fragte Antoine. „Das ist der Stamm, für den Joachim die Hilfslieferungen organisiert hat.“

George schwieg. „Es gibt angeblich Hinweise“, sagte er dann zögernd, „auf die Präsenz eines Weissen in einem Rebellenlager der Shan im Hochland. Schwer erreichbar. Dichter Dschungel, hohe Berge, keine Strassen, sondern nur Pfade für die Maultierkolonnen, die im Monsun zu Schlammrutschen werden.“

„Wo ist dieses Lager?“, fragte Antoine. Plötzlich verspürte er einen Anflug von Hoffnung.

George schwieg wieder, dachte offenbar nach. „Keine Ahnung. Ich bin nicht sicher, ob das Lager tatsächlich im Shan-Gebiet liegt. Ich blicke auch nicht mehr durch, es gibt da oben ja über ein Dutzend Stämme, die sich abwechselnd bekriegen und dann wieder verbünden. Aber ich versuche, den Namen des Dorfes herauszufinden. Ruf mich ... sagen wir, übermorgen in der Botschaft an. Dann kann ich dir vielleicht Genaueres sagen.“

Antoine überlegte. Wenn er sich tatsächlich auf eine Reise in den Dschungel einliesse, konnte das bedeuten, dass er sich in Lebensgefahr brachte. Andererseits übertrieb George womöglich – es war ja bekannt, dass die CIA sich niemals in die Karten blicken liess und bei ihren geheimen Operationen im Dschungel Burmas, die sie vermutlich durchführte, einfach keinen Beobachter dabei haben wollte.

„Gut“, sagte er schliesslich. „Einverstanden.“

George warf Antoine einen fragenden Blick zu. „Ich hoffe allerdings, du willst nicht selber da rauf. Vergiss es! Das

wäre Wahnsinn. Da oben hast du keine Chance.“

Antoine grinste ihn an und sagte nichts, bestellte stattdessen zwei weitere Whiskys. Zum Abschied erhielt er von George den Rat, einen alten Kumpel aufzusuchen, der in der Patpong Road eine Bar betrieb. Der Mann war Sergeant in seiner Kompanie gewesen.

Am frühen Nachmittag nahm Antoine also ein Tuk-Tuk, eine dreirädrige motorisierte Rikscha, zur berühmtesten Patpong Road, dem Zentrum des Bangkokener Nachtlebens, wo das „Hangover“ lag. Es war die grösste Bar in der von neonbeleuchteten Bars und Clubs gesäumten Strasse, wo fast alle sexuellen Wünsche der Touristen befriedigt wurden. Schlepper priesen lautstark die Vorzüge von Sexshows an, verteilten Flyer mit schlüpfrigen Fotos.

Diese Strasse ist nur nachts so faszinierend, sinnierte Antoine, tagsüber wirkt sie wie eine schäbige Geisterstadt, mit Strassen und Gehsteigen, die von Schlaglöchern übersät sind, mit Fassaden, an denen die Farbe in tellergrossen Schichten abblättert, und Neonbeleuchtungen, deren abenteuerliche elektrische Verkabelungen in jedem anderen Land verboten wären.

Er betrat das „Hangover“ und sah, dass die Bar zwei lange Theken hatte, an denen sich bereits am Nachmittag Gäste und Hostessen in Bikinis drängten. Fieberige Stimmung. Es war schwülstig heiss. Aus riesigen Lautsprecherboxen dröhnten die neuesten Hits. Iron Maiden, AC/DC, Bon Jovi... Zuckende Lichtblitze von den Discokugeln an der Decke. Blutjunge Thai-Girls, die fast nackt und mit lasziven Bewegungen auf einer Bühne an Stangen tanzten.

Er stellte sich Patrick, dem Besitzer, vor. Ein massiger Mann. Narben im Gesicht. Patrick führte ihn an einen einigermaßen ruhigen Tisch.

„George hat mich bereits angerufen“, sagte er. „Er war mein Leutnant.“

Sie redeten über Vietnam. Über Orte, die sie beide kannten. Über Einsätze, bei denen sie beide dabei gewesen waren. Über das Nachtleben von Saigon, die Bars an der Tu Do Street. Die üblichen Gespräche bei einem Treffen von Vietnamveteranen. Die gemeinsame Erfahrung dieses Krieges war wie ein unsichtbares Band, das auch nach so vielen Jahren noch immer eine vertraute Nähe und ein Gefühl der Kameradschaft schuf.

Patrick war nicht gut zu sprechen auf die Politiker in Washington, die er für die Niederlage in Vietnam verantwortlich machte. „Vietnam war ein Verrat an einer ganzen Generation junger Amerikaner. Ein Scheisskrieg. Wir wurden alle missbraucht, Mann! Schau dir den Typen dort drüben an. Ein ehemaliger Green-Beret-Offizier. Ein Kriegsheld, jede Menge Tapferkeitsorden. Als er nach New York zurückkehrte, wurde er beschimpft und bespuckt von diesen langhaarigen Hippies, deren reiche Väter sich einen teuren Arzt leisten konnten, um ihre Jungs vom Militärdienst zu befreien. Er fand keinen Job. Niemand wollte ihn haben. Nicht mal als Nachtwächter. Seine Frau hat ihn verlassen. Jetzt ist er wieder hier. Macht Gelegenheitsjobs als Bodyguard. Und wohl noch ein paar andere Dinge, über die er aber nicht redet.“

Patrick gab dem Mann ein Zeichen. „Hey, Captain, komm mal rüber.“

Eigenartig, dachte Antoine. Dass sich hier alle noch mit ihrem militärischen Grad ansprechen. Dabei ist der Krieg schon so lange vorbei.

„Antoine, das ist Peter Mallory“, stellte ihn Patrick vor. Mallory war muskulös, etwa so alt wie Antoine, noch keine fünfzig. Kurz geschorene blonde Haare, Schnauzbart, wacher Blick.

„Wir reden gerade über alte Zeiten. Über Vietnam“, sagte Patrick.

„Ach Sergeant, verschon uns mit deinem politischen Bullshit. Ich kann's nicht mehr hören.“

Patrick lachte. „Jaja, ich weiss, dass du Vietnam vermisst. Du bist ein Kriegsjunkie. Übrigens, Antoine war auch dort. Allerdings als Reporter.“

Mallory horchte auf. „Und, was hast du gelernt in diesem Krieg?“

Eine Frage, die Antoine sich oft gestellt hatte. Dieser Krieg hatte ihn verändert. In diesen vielen, oft unspektakulären Gefechten hatte er die alten Erfahrungen gemacht, die die Menschen in allen Kriegen machen. Erfahrungen von Angst, Feigheit, Mut, Grausamkeit, Leid und Kameradschaft. Er hatte den Tod aus nächster Nähe erlebt. Dies in einem Alter, in dem man sich für unsterblich hält. Eine Illusion, die im Dschungel, in den Reisfeldern oder in irgendwelchen namenlosen Stützpunkten sehr schnell platzte.

Jeder weiss, dass er sterben muss. Im zivilen Leben dauert es meist bis ins hohe Alter, bis dies zur Gewissheit wird. In Vietnam aber war man ständig mit dem Tod konfrontiert. Mit dem Wissen um die Endlichkeit der Existenz. Diese jungen Soldaten, meist nicht mal zwanzig, die noch nie eine Frau geliebt hatten, wurden alt. Innerhalb weniger Monate. Vietnam hatte ihre Jugend gestohlen. Oder ihr Leben.

Antoine erinnerte sich an Khe Sanh, den Marines-Stützpunkt oben an der Grenze zu Laos. An „Charlie Med“, die Sanitätsstation. An die grün-grauen Plastikleichensäcke mit den toten Marines, die vor dem Bunker zum Abtransport mit der nächsten Maschine oder dem nächsten Hubschrauber gestapelt worden waren.

Die beiden Veteranen hatten Antoinés langes Schweigen bemerkt. Sie ahnten, dass er keine einfache Antwort hatte.

„Ein Freund, ein Marine, hat mir mal gesagt, dass er dieses Land oft verflucht habe. Dass er aber die Schönheit Vietnams vermisse. Und dass diese Kombination aus Schönheit und Gefahr einen eigenartigen Reiz besitze. Dieser Krieg werde immer ein Teil von ihm sein. Denn dort sei er zum Mann geworden. Und da er inzwischen in Oxford

englische Literatur studierte, pflegte er dann den Schriftsteller Rudyard Kipling zu zitieren: „Wir haben nur eine Jungfräulichkeit zu verlieren. Und dort, wo wir sie verloren haben, werden unsere Herzen sein!“

Nachdenkliche Stille in der Runde.

„Lasst uns auf Kipling trinken“, sagte Patrick schliesslich.

Das Gespräch hatte offensichtlich eine Wendung genommen, die auf die Stimmung drückte.

Patrick wechselte das Thema. „George Larson hat mir von deinem Problem erzählt. Aber Burma, das ist doch der gleiche Schlamassel wie Vietnam. Halt dich da raus“, sagte er und musterte Antoine skeptisch. „Sei ehrlich, Mann. Du bist nicht hart genug. Das sehe ich doch. Schau dich mal im Spiegel an. Krieg ist eine Sache für junge Männer.“

Mallory mischte sich ein: „Wie heisst übrigens diese Organisation, für die dein Freund arbeitet?“

„Global Help. Sie arbeitet von Chiang Rai aus.“

Mallory wirkte plötzlich nachdenklich. „Ich habe ja noch immer Kontakte zu...“, er suchte nach dem richtigen Ausdruck, „... zu gewissen Kreisen. Global Help ist wahrscheinlich bloss eine Fassade. Nur Gerüchte zwar. Aber vor ein paar Monaten haben sie den Chef ausgewechselt. Der Neue heisst Max Wilkinson. Ich kenne ihn noch aus Vietnam. Eine Legende bei den Special Forces. Verwegen und unerbittlich, immer volles Risiko. ‚Mad Max‘ nannten sie ihn. Eigentlich kaum glaubhaft, dass er jetzt eine Wohltätigkeitsorganisation kommandiert.“

Antoine hatte den Eindruck, dass er sich trotz Patricks Bedenken rechtfertigen sollte. „Joachim ist mein bester Freund. Ich muss ihn finden.“

Patrick schüttelte den Kopf. „Ihn finden? Um ihm was zu sagen? Dafür willst du dein Leben riskieren? Das ist doch total verrückt. Der Mann ist höchstwahrscheinlich tot.“

„Er ist mehr als ein Freund. Wir sind zusammen aufgewachsen. Er war wie mein älterer Bruder. Er hat mich beschützt. War immer für mich da. Er hat mich daran

gehindert, grosse Dummheiten zu machen – wie damals, als ich in die Fremdenlegion wollte.“

Patrick blickte so skeptisch drein, dass Antoine mit einem Mal genug hatte. Er stand auf. „Weisst du, Joachim liebt das Leben. Er glaubt an das Gute. An altmodische Dinge wie Loyalität. Oder dass man für die Schwachen kämpfen muss. Gegen das Unrecht. Deshalb arbeitet er auch in diesem gottverdammten Dschungel für ein Hilfswerk, statt als Jurist in der Schweiz Karriere zu machen. Ich glaube nur an wenige Dinge in diesem Leben. Aber ich glaube an Freundschaft. Und Treue. Gerade du müsstest das doch verstehen, Sergeant. Wie lautet noch mal das Motto der Marines? Semper Fidelis, nicht wahr? ‚Immer treu‘. Steht doch sogar auf eurer Fahne... “

„Warte“, sagte Patrick und versank in Schweigen. Schliesslich sagte er: „Oben in Khe Sanh waren wir eingekesselt von den Nordvietnamesen. Ein Zug war einen Kilometer vor den eigenen Linien in einen Hinterhalt geraten. Fast alle tot. Darunter auch mein bester Freund. Verzweifelte Hilferufe am Funk. In aller Eile habe ich einen Stosstrupp aus Freiwilligen organisiert, um die Überlebenden rauszuhauen und die Toten zu bergen. Im Feuergefecht hat mir irgend so ein Scheiss-Vietcong den halben Arm zerfetzt. Aber ich hab alle zurückgeholt. Tot oder lebendig.“

Antoine nickte schweigend. Jeder hatte in Vietnam so etwas erlebt, oder wenigstens etwas Ähnliches. Auch Mallory starrte vor sich hin.

„Okay“, sagte Patrick schliesslich. „Aber du brauchst einen Führer, Antoine, der die Sprache spricht: Thai und den Dialekt der Shan. Du musst dich in Chiang Rai umhören. Von da aus weiterforschen. Ohne Hilfe schaffst du das nie.“

Er winkte eine Bedienung herbei. „Hol mal Mai. Jetzt gleich. Sie ist oben im Büro. Und bring uns noch drei Singha-Bier. Mai war mal Bargirl hier“, fügte er an Antoine gewandt hinzu. „Und viel zu intelligent für den Job. Jetzt macht sie die

Buchhaltung. Sie kommt aus der Gegend, spricht den Shan-Dialekt. Gib ihr ... na, sagen wir, fünfhundert Dollar und nimm sie mit. Aber in einer Woche muss sie zurück sein.“

Mai hatte pechschwarz glänzendes langes Haar, anmutige Bewegungen, ihre Haut war braun, aber im Licht der Discokugeln nahm sie einen goldenen Glanz an. Eine grosse Impfnarbe auf der rechten Schulter. Armbänder am rechten Handgelenk. An einem der Bänder hing eine kleine goldene Glocke, die bei all ihren Armbewegungen leise klingelte. Ihr Alter war schwer zu schätzen, wie bei allen Asiatinnen. Vielleicht fünfundzwanzig, dachte Antoine. Mai war hübsch und anmutig, und sie lachte viel. Ihr Englisch war präzise und einigermaßen akzentfrei. Sie willigte ein, Antoine als Dolmetscherin zu begleiten.

„Wir nehmen morgen den Nachtbus nach Chiang Rai“, sagte sie. „Ich hole Sie im ‚Oriental‘ ab. Und Sie sollten sich unbedingt einen Pullover besorgen. Im Nachtbus wird es kalt.“

Es war weit nach Mitternacht, als er im Hotel ankam. Die „Bamboo Bar“ hatte noch geöffnet. Er trank zwei Calvados, der Barpianist spielte „As Time Goes By“ aus dem Film *Casablanca*.

Langsam leerte sich die Bar. Aber er hatte noch keine Lust, auf sein Zimmer zu gehen. Er war der letzte Gast, die Kellner räumten bereits die Tische ab. Ein letzter Calvados, der Pianist spielte für ihn „Autumn Leaves“, einen Song, den er oft mit Thuy gehört hatte. Damals. In ihrer Wohnung in Saigon. Antoine kannte den Text noch auswendig, brummte leise mit:

*„Since you went away the days grow long
And soon I'll hear old winter's song
But I miss you most of all, my darling
When autumn leaves start to fall ...“*